

VOM AUFSTIEG UND
VOM SCHEITERN
VOM ABSCHIED UND
VOM STERBEN





MATTHIAS CLAUDIUS

DER MENSCH

*Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr
Gelüstet und begehret
Und bringt sein Tränlein dar
Verachtet und verehret
Hat Freude und Gefahr
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret
Hält nichts und alles wahr
Erbauet und zerstöret
Und quält sich immerdar
Schläft, wachet; wächst und zehret
Trägt braun' und graues Haar
Und alles dieses währet
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder
Und er kömmt nimmer wieder*

VOM AUFBRUCH

Es war eine Lust zu rebellieren. Überzeugt von meinen Idealen tat ich es mit großem Ernst. Karfreitag 1968 verteilte ich vor der Georgskirche in Dinkelsbühl Flugblätter gegen den Krieg in Vietnam. Am Abend zuvor hatte mich eine Nachricht geschockt. Auf dem Kudamm in Westberlin war Rudi Dutschke von einem durch die Springerpresse aufgehetzten Mann niedergeschossen worden. Als ich nach Ostern dort mein Studium fortsetzte, kam ich in einen Hexenkessel.

Wir politisierten Christen trafen uns in der Evangelischen Studentengemeinde. Von ihr waren es nur fünf Minuten bis zum Auditorium Maximum der Freien Universität, in dem die stundenlangen Teach-ins stattfanden. Die ESG war ein schöner Ort. Sie half uns, Glauben und politisches Engagement zu verbinden.



Dort traf ich Gabi und Dieter. Sie gehörten wie ich zu den Katholiken, die hier Asyl suchten. Unsere Hochschulgemeinde mit ihrem Anspruch, den Pfarrer selbst wählen zu können, war vom Bischof nicht anerkannt worden. Nach den sonntäglichen Abendgottesdiensten besuchten die katholischen Rebellen eine Pizzeria in Schöneberg. Dieter brachte anschließend mich und andere in seinem VW-Kombi nach Hause. Als letzte wurde Gabi in ihrem Damenstift am Ernst-Reuter-Platz abgesetzt. Sie hatten füreinander Feuer gefangen, ohne dass wir anderen es gemerkt hatten.

Die Wohngemeinschaft

Gabi, Dieter und ich zogen in eine große Wohnung in der Bundesallee in Friedenau. Ich brachte Lutze mit. Als 17-Jähriger hatte ich ihn auf einem Pfadfinderlager im Westerwald kennengelernt. Nach Hein, einem

Mitschüler, war er meine zweite scheue Liebe. Aber ich beließ es beim Schmachten. Gabi und Dieter wohnten in zwei kleinen Zimmern links von der Eingangstür. Geradeaus kam man in Lutzs Zimmer, rechts ins Berliner Zimmer. Von dort führte ein langer Gang in meinen großen hellen Raum mit Blick auf den Hinterhof.

Im Berliner Zimmer trafen wir uns zum Essen und Diskutieren. An der großen Wand standen aufeinander gestapelt gelb, blau und rot gestrichene Holzkisten der Schultheiß-Brauerei. Wir füllten sie mit unseren Büchern. Möbel, Geschirr und Lampen gab es in den Trödeläden damals noch spottbillig, und deshalb besaß die Wohnung schon bald ihr ureigenes Fluidum. Am Samstag wurde gemeinsam geputzt. Musikalisch untermalt von Udo Jürgens. Sein »Ich kenn ein Land, das ist so weit, wo Liebe wohnt und Zärtlichkeit« klingt mir noch in den Ohren. Wir waren uns sicher, in diesem Paradies bereits zu leben.



Ein schwerer Brocken

Am ovalen Tisch im Berliner Zimmer sitzt Dieter. Links und rechts ein Stapel Bücher. Dazwischen aufgeschlagen das Buch, das er gerade beackert. Griffbereit ein Bleistiftstummel, ein Radiergummi und ein Lineal. Für wichtig gehaltene Sätze werden unterstrichen. Der Rand mit Stichworten und Anmerkungen versehen. Zu diesem Bild geistiger Konzentration passt nicht so recht der von kalten Kippen überquellende Aschenbecher. Ab und zu zwirbelt Dieter an seinem wilden Haarschopf,

der wie ein Lorbeerkrantz die Glatze einrahmt. Bei einsetzender Dämmerung holt er sich in der Küche aus dem Kühlschrank eines der bereit gestellten Biere.

Gern durchstreifte er Buchläden. Begeistert erzählte er von seinen Neuentdeckungen. Zu seiner überschwenglichen Freude passten nicht so recht die schroffen, oft verletzenden Ausbrüche. Manchmal kam Gabi morgens mit verweinten Augen zum Frühstück. Wir hatten den Anspruch, alles anzusprechen. Gabi war tapfer und sprach offen von ihrer Sehnsucht nach Zuneigung. Aber Dieter ließ sich zu nichts verdonnern. Dann nahm Gabi unseren Sonderling wieder in Schutz und lobte exzessiv seine guten Seiten. Wenn er grollte oder bockte, übernahm sie einen Teil seiner Pflichten.

Die Freude des Aufbruches war verflogen, und in den Gruppengesprächen wurde allmählich ausgeklammert, was sich offensichtlich nicht ändern ließ. Ich begann, heimlich von einem unbeschwerteren Zuhause zu träumen.

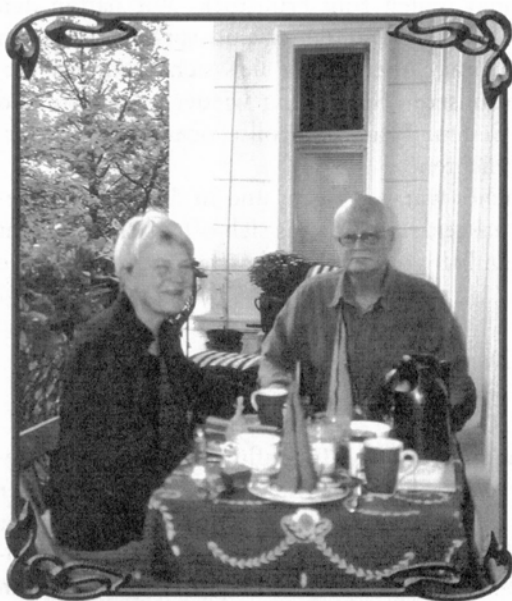
*»Versteck, Du Narr, Dein blutend Herz in Eis und Hohn«
(Friedrich Nietzsche)*

Auch ich kenne ein Nebeneinander von Höhenflügen und abgründtiefen Verstimmungen. Dieter war solchen Schwankungen sicher hilfloser ausgeliefert als ich, weil er ohne Vater aufwachsen musste. Dieser war aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. Er hinterließ seiner Frau ein wunderschönes Haus mit Garten in Tempelhof und die gut dotierte Pension eines Richters. Trotzdem fühlte sie sich durch Dieter und seine ältere Schwester überfordert. Die Wehleidigkeit einer Mutter kann ein Kind lähmen, aber auch seinen Widerspruchsgeist provozieren. Der vitale Junge zeigte ihr zunehmend die Arschkarte. Sein Rabaukentum verschaffte ihm bei seinen Kameraden Respekt.

Doch im Gottesdienst wagte er jene Zuneigung, die er zu Hause verweigerte. Der Preis dieses Doppellebens war das beklemmende Gefühl, etwas schuldig zu bleiben. In der Pubertät entdeckte er, dass Zigaretten der angespannten Brust gut tun. Er wurde ein leidenschaftlicher Kettenraucher. Im Kloster und im Priesterseminar fand er endlich das ersehnte väterliche Gegenüber.

Aber der prollige Mann aus großbürgerlichem Elternhaus und Genießer konnte sich mit dem Gedanken, ein Leben lang nur Gutes zu tun, nicht anfreunden. Er hing seine geistliche Berufung an den Nagel

und wurde Grundschullehrer. In der Schule tarnte er sich als Kauz und viele seiner Kids fanden seine rauh-herzliche Art sympathisch. In der Familie war man anspruchsvoller. Wieder stellte sich das unangenehme Gefühl ein, etwas schuldig zu bleiben. Sein wundes Herz igelte sich ein, trotzte, verletzte. Immer wieder lähmten ihn depressive Stimmungen.



Dieter riss sich zusammen, wagte Therapien. Genoss es, seinen schweren Körper beim Tai Ji neu und seltsam leicht zu erfahren. Dann fühlte er sich wieder wie ein schwerer Sack. Schluckte Medikamente. Doch ganz ließ sich die mitgenommene Brust nicht ruhigstellen. Irgendwann wurde Brustkrebs diagnostiziert. Als dieser besiegt schien, wurden Metastasen entdeckt.

Es war ein schöner Frühsommertag, an dem wir Dieter im Friedhof am Süd-West-Korso zu Grabe trugen. Aus Portugal war seine Schwester Renate angereist. Als Stewardess hatte sie einen reichen Portugiesen kennengelernt und geheiratet. Auch sie hatte das Leben gezeichnet.

Der schwierige Mann, der uns alle in so widersprüchliche Gefühle verwickelt hatte, wurde ohne geistlichen Segen beerdigt. Dieter und Gabi waren aus der Kirche ausgetreten und hatten ihre eigene Frömmigkeit gewagt. Ich sang mein »Wenn ich einmal sterbe«, das ich schon auf Dieters 60. Geburtstag gesungen hatte. Mirjam blies auf ihrer Blockflöte. Sarah las aus einem Brief, den Dieter ihr geschrieben hatte. Wie wird seine Geschichte im Leben seiner Töchter nachwirken?

Der (zu)gefallene (B)Engel

Gabi war endlich nicht mehr die einzige Frau in unserer Wohngemeinschaft. Rose war eingezogen. Sie hatte Floristin gelernt und ihr scheuer Liebreiz erinnerte an den Duft von Veilchen. Roses Halbbruder Jens war wie viele in dieser Zeit der Rebellion aus dem Heim nach Westberlin geflüchtet. Hier hatte er ein warmes Nest gefunden und ließ sich von älteren schwulen Herren verwöhnen. Wenn ihm alles zu viel wurde, schlug er eine Schaufensterscheibe ein oder schnitt sich die Pulsadern auf. Diese Aktionen riefen das Jugendamt auf den Plan und sicherten ihm wieder ein paar Monate staatlicher Betreuung. Nach einem solchen blutigen Hilferuf drohte der eingeschaltete Arzt, den labilen Knaben in Bonnies Ranch (Bonhoefer-Klinik) einzuweisen.

Wir kamen aus christlichen Elternhäusern. Hatten Pädagogik studiert und waren engagierte Linke. Diesem Opfer gesellschaftlicher Verhältnisse mussten wir helfen. Ich war besonders begeistert. Jens war blutjung, hatte Witz, Charme und einen jungenhaft-schönen Körper. Er prahlte, stockschwul zu sein. Wovon ich heimlich träumte, stand mir plötzlich leibhaftig gegenüber. Ich spürte ein angenehmes Prickeln in der Hose.

Aber Jens fand seine neuen Wohltäter bald nur noch nervend. Stur drängten wir auf Arbeitssuche.

Dabei stand der Sommer vor der Tür. Die beste Zeit, um draußen herumzuhängen und zu saufen. Wir hatten uns über Dieters Bierseligkeit keine Gedanken gemacht. Auch bei Jens kamen wir nicht auf die Idee, er könnte alkoholabhängig sein. Ich war auf dem Sprung in die Vereinigten Staaten. Als ich im Herbst von dort beflügelt zurückkehrte, wagte ich den Absprung aus der Wohngemeinschaft.



Mein Scheitern als Pädagoge

Im folgenden Frühjahr fuhr ich wieder auf eine der griechischen Inseln. Ich lud Jens ein, mich zu begleiten. Er war begeistert. Schon im Zug nach Athen blieb mein Lustknabe für Stunden verschwunden. Ich kam nicht auf die Idee, ihn im Speisewagen zu suchen. Als uns das Schiff auf Samos absetzte, war von seiner knappen Barschaft nicht mehr viel übrig. Ich geriet in Panik. Statt nach einem Ausgleich zwischen seiner Sucht und meiner Sehnsucht zu suchen, schickte ich ihn nach Hause. Siher hätte er sich anstelle teuren Bieres auch mit billigem Retsina zufriedengegeben. Mein damaliges Versagen schmerzt mich noch heute.

In Berlin ließ Jens sich zu einer Entziehungskur überreden. Mein Herz hatte wieder Mut gefasst, und ich erklärte mich bereit, nach seinem Entzug mit ihm zusammenzuziehen. Wir zogen in ein dunkles Loch im Charlottenburger Kiez. Ein Psychologe, der selbst auf pubertierende Knaben abfuhr, hatte mich zur Strenge ermahnt. Als mein Liebling von Aldi mit dem ersten Sechserpack Schultheiß anrückte, erteilte ich für die Wohnung ein striktes Alkoholverbot. Jens gab sofort nach und soff mit seinen Verehrern außerhalb der Wohnung. Ich hatte nachts wieder keinen, an den ich mich anuscheln konnte.

Vollgesoffen begleitete Jens einen Rentner, den er in der Kneipe kennengelernt hatte, nach Hause. Eine aus dem Aschenbecher gefallene Zigarette sorgte für einen Schwelbrand. Als Jens von dem Rauch aufwachte, ergriff er die Flucht. Der alte Mann erstickte. Das geschah in der Osterwoche und ich war nicht in Berlin. Als ich zurückkam, hatte Jens sich bereits freiwillig der Polizei gestellt. Er hatte wieder einmal die Schnauze voll und wollte verwahrt werden. Aus dem Knast in Tegel schrieb er mir rührende Liebesbriefe. Verziert mit knallroten deftigen Küssen. Ich blieb stumm. Der Schock saß zu tief. Statt meinen Traum zu leben, hatte ich wieder einmal nur den Pädagogen gespielt.

Zu Jens Lieblingsliedern gehörte Reinhard Meys »Über den Wolken«.

*»Über den Wolken
Wird die Freiheit wohl grenzenlos sein.
Alle Ängste, alle Sorgen, sagt man,
Blieben darüber verborgen, glaubt man,
Und was uns groß und wichtig erscheint,
Wird dann nichtig und klein.«*

Auf der Suche nach dieser Freiheit hat Jens sich in seiner Zelle erhängt.

DER WEGGEFAHRTE

Entdeckt habe ich Heinz auf einem der Treffen, die zur Gründung der »Homosexuellen Aktion Westberlin« führten. Während um den linken Standort der neuen Gruppe heftig gestritten wurde, erspähte ich abseits sitzend eine mich fesselnde Schönheit. Heinz war drei Jahre jünger und einen Kopf größer als ich. Sein schwarzes Haar trug er schulterlang. Ich bewunderte seine schön geschwungene Brust und die sinnlichen Lippen. Wie bei vielen im Krieg Geborenen hat es bei mir nur zu einer mickrigen »Hühnerbrust« gereicht. Fromm und asketisch aufgewachsen faszinierten mich geile Typen wie er. Ich unterstellte ihnen, gut im Sport, drogenerfahren und im Bett mir haushoch überlegen zu sein.



Unbestritten hatte Heinz Ausstrahlung und Sexappeal. Schnell gewann er andere durch seinen scheuen Liebreiz. Aber wie sah es aus in seinem Inneren? Wenn ich samstag- oder sonntagmorgens von unserem Zentrum, einer Fabriketage in der Dennewitzstrasse, in meine WG zurückfuhr, lief Heinz mir manchmal über den Weg. Er wohnte damals in der Hauptstrasse und oft machte er einen gehetzten Eindruck. Einige Male, wenn ich ihn ansprach, erkannte er mich nicht einmal. War er auf Drogen? Oder hatten ihn Ficks so mitgenommen? Weil ich meine triebhafte Seite noch nicht zu leben wagte, beneidete ich ihn um sein rauschhaftes Leben. Ab und zu kam er in die Selbsterfahrungsgruppe, die jeden Don-

nerstag in meiner WG in der Bundesallee stattfand. Aber er gab wenig von sich preis. Erst allmählich fügten sich seine kargen Mitteilungen zu einem Bild zusammen.



Heinz bei der mann-o-mann-WG in der Hauptstraße

Aufgewachsen war er in Holzminden. Dort hatte er Bürokaufmann gelernt. Sicher war Heinz in der Tanzstunde ein von den Mädchen umschwärmter junger Mann gewesen. Mit zwanzig wagte er den Sprung nach Westberlin und an die Fachhochschule für Sozialarbeit in Schöneberg. Wir waren schon lange gute Freunde, als er mir von seiner schwierigen Mutterbeziehung erzählte.

Seine Mutter war während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren in Berlin gewesen. Sie hatte sich in einen 1902 geborenen Schriftsteller verliebt, dessen Texte sie ins Reine tippte. Abenteuerlust hatte den 20-Jährigen nach Afrika und in die Fremdenlegion getrieben. 1944 wurde Hermann, Heinz' älterer Bruder, geboren. Sechs Monate, bevor Heinz im Januar 1947 auf die Welt kam, starb sein Vater, ohne seine Geliebte geheiratet zu haben. Der zweifachen Mutter blieb nur der Weg zurück nach Holzminden in das Haus der älteren Schwester. Manchmal soll die überforderte und einsame Frau auf den schreienden Säugling eingeschlagen haben.

Ihr verstörter Junge begann, früher als ich, sich in der Schwulenszene jene Hautwärme zu holen, die er als Baby schmerzlich vermisst hatte. Heinz genoss es, begehrt zu werden. Manchmal verliebte er sich in eine Frau, schreckte aber aus Angst vor Zurückweisung vor längeren Bindungen zurück. Was verband uns? Auch meine Mutter hatte zu mir als Säugling kein unbefangenes Verhältnis. Durch die Geburt mitgenom-

men konnte sie mich nicht stillen. Dann verlor sie auch noch ihr Augenlicht. Alle bewunderten die tapfere und willensstarke Frau, während Vater und ich uns in unbeschwertere Männerwelten zurückzogen. Vater hatte seine Feuerwehrkameraden und ich meine Georgspfadfinder. Wie Heinz hoffte ich, beim Sex mein quälendes Selbstgefühl loszuwerden und in ein süßes Vergessen zu kommen.

Gemeinsam auf dem Weg in eine Neue Welt

Durch die Freundschaft mit Heinz wurde ich lebenslustiger. Gemeinsam flogen wir im Sommer 1975 für vier Monate in die Vereinigten Staaten. Im März, wenn alle die Westberliner Winterdepression beklagten, tankten wir auf einer der griechischen Inseln Sonne. Aber am Aufregendsten war jener Aufenthalt im Frühling 1978 in den Bergen von Mallorca. Ein befreundeter Therapeut hatte uns sein kleines Bauernhaus zur Verfügung gestellt. Kurz zuvor war Heinz aus Indien, von Baghwans Ashram in Poona, als »Adigama« (Wanderer auf göttlichen Wegen) zurückgekehrt, freilich auf einem Bein humpelnd. In seinem Gepäck hatte er das Taschenbuch »PSI« mit.

Ein Kapitel beschäftigte sich mit dem »automatischen Schreiben«. Neugierig geworden setzte ich mich jeden Nachmittag mit einem Stift und einem großen Block an einen kleinen Tisch im schattigen Innenhof. Wirklich begann nach ein paar Tagen meine rechte Hand zu schreiben. Schnell füllten sich mehrere Blätter mit chinesischen Zeichen. Dass ich sie nicht lesen konnte, machte die Sache noch geheimnisvoller. Nach zwei Tagen malte meine Hand Bilder. Offensichtlich waren Kinder am Werk. Als ob sie meine Gedanken erraten hätten, klärten sie mich auf. Sie seien aus Berlin und bei einem Autounfall auf Mallorca ums Leben gekommen.



In den letzten Jahren hatten sich meine Augen ständig verschlechtert. Vielleicht gab es ja einen Rat von oben. Schon beschrieb mein Stift ein Kraut und eine Stelle auf dem Weg nach Alaro. Heinz wurde ich

immer unheimlicher. Ich wechselte nicht mehr meine Kleider. Wusch und rasierte mich nicht mehr. Aß kaum noch etwas. – Nachts riss mich Gabriel aus dem Schlaf, und wir wanderten unter einem prächtigen Sternenhimmel durch die Gegend. Eine Stimme hatte den Stift ersetzt und sich als Erzengel Gabriel vorgestellt. Gabriel machte sich über mich und Adigama lustig. Wir wären schon mit Ignatius von Loyola hier auf der Insel gewesen und hätten uns ständig um die Gunst des Meisters gestritten.

Ich war wie in Trance und meine feurigen Augen machten Adigama Angst. Er flüchtete in das einzige Zimmer, das man verschließen konnte. Auf dem Hügel oberhalb unseres Hofes erhielt ich meine »Einweihung«. Dort lag am Hang eine große behauene Steinplatte. Laut Gabriel hatte es hier einmal eine Wikingerburg gegeben und bei Sonnenuntergang hätten sich um den Stein die Ritter versammelt. Ich musste mich ausziehen und auf den warmen Stein legen. Am Rücken spürte ich die Strahlen der untergehenden Sonne.

Ermutigung von oben

Als sich diese Begegnung »in the silence of the mountains« ereignete, steckte ich in einer tiefen Krise. Vier Jahre lang hatte ich ein Stipendium bezogen und meine Doktorarbeit geschrieben.

Wenn ich es an meinem Schreibtisch in Kreuzberg nicht mehr aushielt, trieb es mich nach draußen und von Klappe zu Klappe. In einer der Kabinen sitzend, nuggelte ich an allem, was mir durch die Löcher in der Wand zugeschoben wurde. Mein Gewissen und mein Schönheitssinn fanden diesen unpersönlichen Sex abstoßend. Aber selbst als ich zweimal hintereinander auf der Toilette brutal zusammengeschlagen wurde, bestand mein Körper weiter auf dieser Nahrung.



Heinz und ich verstanden uns als Spontis. Die Entführung von Peter Lorenz, dem CDU-Spitzenkandidaten, hatten wir noch amüsiert verfolgt. Wirklich gelang es den Entführern, politische Gefangene freizupressen. Aber die Bombenattentate der RAF und die zahlreichen Morde sorgten für eine heilsame Ernüchterung. Herbst 1977, mitten in den Schrecken der Hans-Martin-Schleyer-Entführung, schrieb ich in »Zitty«, einem Westberliner Stadtmagazin, einen die Gewalt kritisierenden Artikel mit der Überschrift »Wir werden, was wir hassen«.

»Trau keinem über Dreißig« war eine unserer griffigsten Parolen gewesen. Jetzt wurde ich im November fünfunddreißig. In der Liebe war ich gescheitert und sexsüchtig geworden. Es fiel mir immer schwerer, mich ernsthaft nach Arbeit umzusehen. Meine Augen wurden zusehends schlechter. Und immer häufiger lähmten mich Depressionen. Ich war seelisch am Ende, als mir da in den Bergen von Mallorca mein Leben noch einmal erzählt wurde.

Der Erzähler kannte all die peinlichen Situationen, die mir die Schamröte ins Gesicht getrieben hatten. Keiner der vielen Körbe auf meiner Jagd nach Liebe war ihm entgangen. Er kannte meine Abgründe, meine Ängste, meine Einsamkeit und meine wachsende Verzweiflung. – Gebannt hörte ich zu. Er erzählte so anrührend, dass mir die Tränen übers Gesicht liefen. Über so manchen meiner missglückten Höhenflüge musste ich jetzt lachen. Ich spürte, wie ich in die Arme genommen und zärtlich geküsst wurde. »I'm looking for someone to change my life. I'm looking for a miracle in my life.« Schon Jahre vorher hatten mich die Songs der Moody Blues auf dieses »Wunder« eingestimmt. Nun hatte ich dieses liebende Gegenüber endlich gefunden.



Ein Schlag vor den Kopf

Gabriel kam mit nach Berlin. Durch ihn lernte ich Knast und Psychiatrie kennen. Adigama wurde es zuviel, er fand in der Kulmerstraße in Schöneberg eine eigene Wohnung. Gleich um die Ecke in der Mansteinstraße lockte »Leydicke« mit seinen süffigen Beerenweinen und einem schrillen Publikum. Heinz machte sich auf die Suche nach seinem Vater, aus dem die Mutter ein Geheimnis gemacht hatte. In Berlin entdeckte er eine noch lebende Schwester. Aber er wagte nicht, den berühmten Bruder des Vaters, Hugo Kükelhaus, einen Naturforscher und Architekten, anzusprechen.

Heinz kaufte sich alle seine Bücher, die in faszinierender Weise naturwissenschaftliche Einsichten in einen größeren esoterischen Zusammenhang einordnen. 1953 war sein Buch »Das Wort des Johannes« erschienen. Vielleicht gab es den Anstoß, dass Heinz sich in Johannes Kükelhaus umbenannte. Wie wäre sein Leben verlaufen, wenn sich die großbürgerliche Verwandtschaft des Vaters um die beiden unehelichen Kinder gekümmert hätte?

Frühjahr 1981 gab ich meine Wohnung in Kreuzberg auf. Als ich dann im Herbst 1982 Johannes besuchte, erwartete mich dort eine schlimme Nachricht. Andreas, in den ich einmal heftig verliebt gewesen war, war gestorben. Er und Johannes hatten im Waldschlösschen bei Göttingen ein Wochenende gestaltet. Auf der Rückreise fiel auf der Transitautobahn in der DDR der Motor ihres Autos aus. Beim Versuch, den Wagen an den Straßenrand zu schieben, wurden beide von einem Lkw erfasst und mitgerissen. Sie kamen mit schweren Schädelprellungen in das nächste Krankenhaus. Andreas starb Wochen später an den Folgen dieses Unfalls. Johannes wirkte seit diesem Unglück oft wie benommen. Aber ich war so sehr mit mir beschäftigt, dass ich die Folgen dieses Schädeltraumas für sein Selbstgefühl gar nicht so recht mitbekam. Wir sahen uns jetzt nur noch selten. Ich hatte beschlossen, Politiker zu werden und lebte in Bonn. »Die Grünen« hatten den Einzug in den Bundestag geschafft, und ich besuchte ihre öffentlichen Fraktionssitzungen.

Die ersten Fotos an Aids erkrankter Männer gingen um die Welt. Sie machten Johannes Angst, und er ließ am Tropeninstitut anonym sein Blut testen. Das Ergebnis war niederschmetternd. Johannes hatte Aids. Als er aufgewühlt nach Bonn kam, war er bereits drastisch abgemagert